

„Alpine Wegbereiter“

Tom Dauer

Da sitzt er jetzt also und weiß nicht so recht, warum. Das ist ihm unangenehm. Er hängt die Daumen hinter den Hosenträgern ein, schaut auf den Küchentisch, schaut nach links und nach rechts, als ob hinter ihm gleich etwas passieren würde. Aber es passiert nichts. Es ist alles ganz gewöhnlich: Um fünf Uhr ist er aufgestanden, um acht hat er das Arbeiten angefangen, oben am Berg, im Höllental. Um sieben Uhr abends war er wieder daheim. Hat etwas gegessen, dann ist er raus aufs Feld, Jauche ausfahren „zwischen Dämmerung und Siehst-mich-nicht“. Jetzt ist er müde, will eigentlich ins Bett und sitzt doch da und soll etwas erzählen von seinem Leben. Dabei ist er einfach nur „so aufgewachsen. Dann macht man das alles halt.“

Schon als zehnjähriger Bub trug Johann Mangold seinem Vater Klement „das Werkzeug hinterher“, wenn dieser irgendwo im Werdenfelser Land, in den Bergen zwischen Oberammergau, Garmisch-Partenkirchen und Mittenwald, einen Wanderweg spurte. Oder einen verschütteten Pfad freilegte. Eine Brücke sanierte. Ein Hüttendach ausbesetzte. Abwasserrohre und Stromkabel verlegte. Vater und Sohn Mangold sind alpine Wegebauer, oder besser: Sie sind alpine Alleskönner, Schlosser, Maurer, Schreiner, Zimmerer, Stahlarbeiter. Getrost kann man sagen, dass die Berge ihrer Heimat ohne die Mangolds nicht so zugänglich wären, wie sie es sind.

Aber darüber hat der 39-jährige Johann Mangold noch nie nachgedacht. Er streicht sich durch das blonde, struppige Haar. Zwirbelt seinen Schnauzer. Verschränkt die Arme vor der Brust, weil er nicht recht weiß, wohin mit ihnen. Unter den hochgekrempeelten Hemdsärmeln zeichnet sich ein gewaltiger Bizeps ab, sein Unterarm ist so mächtig wie bei anderen Menschen deren zwei. Landwirtschaft hat Johann Mangold gelernt, in Heimlehre. Auch heute noch kümmert er sich um 17 Rindviecher, 40 Schafe, 16 Hektar Grünland und ebenso viel Wald, während seine Frau das Hotel führt. Den Wengererhof in Eschenlohe bewirtschaften die Mangolds seit 1594. „Mei, Zeit haben wir nicht viel übrig. Dafür brauch ich auch kein Fitnessstudio.“ 1,82 Meter ist Johann

Mangold groß, er wiegt 110 Kilogramm. Alles Muskeln, kein Bauch. „Ins Wirtshaus setze ich mich so gut wie nie.“

Das hat auch der Vater nie gemacht. Vor 42 Jahren begann Mangold senior mit dem alpinen Wegebau. Heute ist der 70-Jährige zwar nicht mehr so gut beieinander, er geht gebeugt und hat ein schwaches Herz. Aber die Kraft, mit der er einst einen 75 Kilogramm schweren Generator durch die Nordwand der Alpspitze schleppte, sieht man ihm noch an. 1978 bauten die Mangolds am Gipfel oberhalb Garmisch-Partenkirchens im Auftrag der Bayerischen Zugspitzbahn die „Via Ferrata“: einen Klettersteig, der an schönen Sommerwochenenden von Heerscharen zum Aufstieg genutzt wird. Unzählige Löcher musste Klement Mangold damals in den Fels bohren, Eisenklammern verankern, betonieren. In einer Wand, die für ihren Steinschlag berüchtigt ist, die bei jedem Wettersturz vereist, in der man nur mit Klettergurt und durch ein Seil gesichert arbeiten kann.

Bis heute muss Klement Mangold für seine „Via Ferrata“ Kritik einstecken, weil er angeblich zu viel Eisen in den Fels geschlagen habe. Klement Mangold zuckt mit den Schultern, lächelt und blinzelt mit dem rechten seiner blassblauen Augen: „Passiert ist auf diesem Steig noch nie was.“ Sein Sohn Johann nickt und beugt sich vor, das erste Mal, weil dies jetzt wichtig ist. Er legt die rauen, schwieligen Hände auf die Tischplatte und sagt ruhig und sehr bestimmt: „Alle Wege sind perfekt, die wir gemacht haben.“ Den Pfad durch das Reintal etwa, der an der Blauen Gumppe und der Partnach vorbeiführt und einen der meistbegangenen Anstiege auf die Zugspitze darstellt - den mussten Johann Mangold und seine beiden Angestellten früher regelmäßig freilegen, weil Geröll aus steilen Hängen den Steig verschüttet hatte. Die Gipfelanstiege rund um das Soiernhaus im Karwendelgebirge, auf Soiern- und Schöttelkarspitze, prüfen die Mangolds noch jeden Frühling. In dieser kargen Hochgebirgslandschaft werden die Wege vom abfließenden Schmelzwasser ständig unterspült, manchmal weggerissen. Dann kann es vorkommen, dass Johann Mangold von heute auf morgen anrücken muss: „Manchmal liegt das Werkzeug noch im Wetterstein, und wir sollten schon wieder im Karwendel sein.“

Auch die Hütten brauchen ständige Fürsorge. Die Mittenwalder liegt wie ein Adlerhorst

in einer knapp 40 Grad steilen Flanke - dort, wo der Wald an schroffe Felshänge grenzt, die von der Westlichen Karwendelspitze herunterziehen. Einen knietiefen Graben schaufelten Mangold und seine Helfer vom Talgrund zur Hütte hinauf, gerade so breit, dass ein Mann darin Platz hat. Über 400 Höhenmeter, von Hand. Ihr Werkzeug zogen die Männer in einem eigens konstruierten Schlitten mit einer Seilwinde nach oben. Fein getrennt deponierten sie den Aushub am Rand des Grabens, rechts die Steine und die Erde, links die Grasnarbe. „Bodenschonendes Arbeiten“ sei das. Nach zehn Wochen Schufferei verlegten die Handwerker Abwasserrohre und Stromkabel im Graben. „Da muss man schon hinlangen können“, meint Johann Mangold. „Und Freude an der Arbeit haben.“

Dass ihm die Arbeit nicht ausgeht, dafür sorgen die Berge selbst. Sie sind ja keine starre Materie, sondern ständig in Bewegung: Steinlawinen und Muren bedrohen die Anstiege, im Winter und Frühling richten Lawinen Schäden an. Die Arbeit im Berg, bei Sturm und Gewitter, ist nicht immer ungefährlich. „Knapp“ sei es tatsächlich mal gewesen, sagt Johann Mangold nach längerem Schweigen. Da sei er auf seine Baustelle ins Reintal gefahren, bis an die Stelle, wo die Forststraße endet. Gerade war er aus seinem Jeep gestiegen, da hörte er über sich ein dumpfes Grollen. Rasend schnell wurde es lauter. Mangold roch Schwefel, hörte die Steine, die den Hang herunterdonnerten, und lief. Nur Zentimeter schrammte die Gerölllawine an ihm vorbei.

Zu einem Tal im Wettersteingebirge hat Johann Mangold eine besondere Beziehung: zum Höllental, einem einzigartigen Hochtal, das von Hammersbach im Kessel von Garmisch-Partenkirchen bis unter den Gipfelaufbau der Zugspitze führt. Eng und tief eingeschnitten zunächst, sich weitend, grün und lieblich dann, bis es über Gletschermoränen im Höllentalferner endet. Am 26. September 1876 gelang den Münchnern Franz Tillmetz und Franz Johannes mit den Bergführern Johann und Josef Dengg der erste Anstieg durch das Höllental auf Deutschlands höchsten Berg. Ihr Unternehmen sollte die Frage klären, „ob der Anstieg vom Höllenthalanger nicht dadurch wesentlich abgekürzt werden könnte, dass mittelst Sprengungen an der sperrenden Schranke, dem Brett, ein Steig geschaffen würde“. Tillmetz bezweifelte zwar, „dass die Zahl der Besteigungen aus dem Höllenthale je so gross werden möchte, dass der Aufwand an Mühe und Kosten für Schaffung des kürzeren Weges empfehlenswerth scheinen kön-

ne". Doch 1893 wurde der Weg trotzdem gebaut. Und neun Jahre später begann eine Gruppe Arbeiter unter Leitung des Ingenieurs Adolf Zoeppritz damit, auch die 1026 Meter lange Höllentalklamm am Eingang des Tales mit einem gesicherten Steig zu erschließen.

Ökologische Skrupel hatten die Pioniere nicht: 2500 Kilogramm Sprengstoff, 14000 Kilogramm Eisen, 2000 Meter Wasserrohr, 750 Meter Drahtseil und 140 Zentner Zement setzten sie ein, bis ihr Weg am 15. August 1905 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Heute passieren etwa 70000 Menschen jährlich die Hütte am Eingang der Klamm, machen Brotzeit auf der Höllentalangerhütte oder übernachten, um anderntags zur Zugspitze aufzubrechen. Sie alle profitieren von Johann Mangolds Einsatz. Anderthalb Stunden lang hat er gerade wieder ein 40 Kilogramm schweres Stromaggregat auf dem Rücken bis zur Brücke über den Hammersbach getragen, die in jedem Frühling neu installiert werden muss, um den Sommertouristen den Aufstieg zu ermöglichen. Ab und zu passiert es dennoch, dass einer meint, schimpfen zu müssen, weil er die Bauarbeiten im Gebirge als störend empfindet. Johann Mangold nimmt's gelassen: „Die sollen halt daheim bleiben.“

Sein Auftraggeber für die Arbeiten im Höllental war bisher die Sektion München des Deutschen Alpenvereins (DAV). In deren Satzung heißt es, Paragraf 2, Absatz 1: „Zweck der Sektion ist, alpine Sportarten vor allem in den Alpen und den deutschen Mittelgebirgen, besonders für die Jugend und die Familien, zu fördern und zu pflegen, die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten, die Kenntnisse über die Gebirge zu erweitern und dadurch die Bindung zur Heimat zu pflegen.“ Und weiter: „Der Vereinszweck wird insbesondere verwirklicht durch Bau und Erhalten von Wegen...“ Zusammen mit seiner österreichischen Entsprechung betreut der DAV ein 40000 Kilometer langes Wegenetz. Die Pflege des deutschen Anteils kostet jährlich eine halbe Million Euro. Doch der Alpenverein tut sich schwer, die Summe aufzubringen, nachdem das bayerische Umweltministerium seinen Zuschuss für den Wegebau 2005 komplett gestrichen hat.

Eine Entwicklung, die sich bald auch in Johann Mangolds Auftragsbuch bemerkbar

machen könnte - allerdings beunruhigt ihn das nicht weiter, „getan werden muss immer was“. Im Karwendel etwa, wo Mangold den verschütteten Weg von der Fereinalm zum Hufachboden freilegte und eine neue Trasse durch die Felsen schlug. Mit dem Presslufthammer, denn im Naturschutzgebiet durfte er nicht sprengen. Auch im Estergebirge, das quasi in seinem Hinterhof beginnt, wird Mangold wieder unterwegs sein. „Jede Baustelle“, sagt er, „ist schön. Denn jede ist anders.“

Dennoch freut er sich aufs Wochenende, weil er dann etwas mehr als die vier Stunden Schlaf bekommt, mit denen er unter der Woche auskommen muss. Wenn ihm Zeit bleibt, geht er gern auf die Alm, auf der die Rindviecher der Mangolds sommern. Und das, obwohl er sowieso schon viel unterwegs ist und „meine Frauen das gar nicht gern mögen“.

Seine Frau und die drei Töchter dürfen, anders als er in seiner Kindheit, nie mit zum Wegebau. „Das ist nichts für Madl.“ Aber wie soll es dann weitergehen mit dem Unternehmen? „Mei“, sagt Mangold und lacht verlegen, „vielleicht sind wir noch nicht fertig mit den Kindern.“